

# ◆ Der Wohltäter. ◆

Novelle von Ernst Zahn.

1.

„Großmutter! Großmutter!“ rief die kleine blonde Elia und zog ihre kalte blaue Hand, die krampfhaft einen Gegenstand umspannte, vom Kuchentische in die Stube zurück. Schöne schaute nieder, als sie das Fenster schloß, und ein wenig Schnee flachte auch noch an dem Pafet, das sie auf dem Gesims gefunden und von dem sie die Schaur löste.

„Schau nur, ein Buch!“ jubelte sie dann der alten Frau zum Mühlen, ihrer Großmutter, entgegen, die auf ihren Ruf aus der Hinterkammer, die zugleich Küche war, hereingeklimmt kam. Die Großmutter, der schönes feidiges weißes Haar und ein junges faltloses Gesicht aus dem Trauerkleide aufblühten, schüttelte halb verdutzt, halb mißbilligend den Kopf. „Was ist nur das? Das ist nur das?“ murmelte sie, das Pafet mahlend.

„Heinzelmannchen“, antwortete mit einer verschämten Miene Elia.

Aber die Großmutter erwiderte: „An die glaubst Du ja nicht mehr. Und ich auch nicht.“ Damit grübelte sie weiter an dem Fund der Enkelin herum, untersuchte das Gesims, schaute sich draußen in der Gasse um und fand es unbegreiflich, daß auch diesmal keine Spur von einem Spender zu entdecken war.

Auch diesmal! Das war nun schon die sechste Wiederholung einer heimlichen Bekehrung, die ihr und der Kleinen widerfuhr. Die alte Frau hatte anfänglich an etwas Einmaliges, an eine ihrer hübschen Enkelin von irgend einem gütigen Menschen bestimmte Ueberraschung gedacht; aber es war nicht bei der Schachtel Schokolade geblieben, die damals auf der Tischplatte gelegen hatte, sondern jener Gabe folgten seltsame Dinge: zwei Büchsen mit Konserven, ein ganzes Brot, einmal ein Wolltuch, wie man es jetzt im Winter wohl brauchen konnte, und einmal ein halbes Pfund Butter. Nun war es in Stadt und Quartier nicht unbekannt, daß über die alte Frau zum Mühlen und ihr Entkelnd vor unferner Zeit ein furchtbares Unglück hereinbrach, indem am selben Tage Sohn und Schwiegermutter, die Eltern der Elia, an einer Grippe starben und durch des Sohnes Tod der Familie der Ernährer genommen wurde; aber die Art und Weise der heimlichen und in ihrem Eifer bestreblichen Unterstützungen, die sie erfuhren, fing an, der alten Frau Unbehagen zu bereiten. Mit Elia gemeinsam ließ sie all ihre Bekannten im Geist an sich vorbeiziehen und forschte allen Möglichkeiten nach, ohne auf die Spur des Wohltäters zu kommen. Aus traurend einem Trieb nahm sie aber jetzt das Buch Elia weg und schloß es in der Wandtasche.

„Warum darfst du es nicht behalten?“ fragte Elia. Tränen standen ihr in den Augen; Felsen war ihre Leidenschaft.

„Erlaubst du mir zu wissen, wie das alles zugeht“, urteilte Frau zum Mühlen nicht ohne Bedenksamkeit.

Elia lehnte sich an ihr Fenster zurück. Sie war mit der Großmutter nicht einverstanden und hätte sich das Besondere gern weiter gefallen lassen. Ein wenig verärgerte ihr auch das Märchenhafte der Vorgänge den Sinn und sie würde sich trotz ihrer dreizehn Jahre nicht gewundert haben, wenn in der grauen verschneiten Gasse ein weiß gekleidetes Christkind erschienen wäre und erzählt hätte, daß es vom lieben Gott selber komme.

Die Gasse blieb indessen leer. Einzelne verlorene sternblinnde Pfoten legten noch durch die Luft. Sonst begab sich nichts. Nur ganz am Ende, wo die Gasse in die breitere Straße mündete, stand ein Junge an die Mauerwand gelehnt. Er schien Elia nicht merkwürdig. Weil es aber sonst auch gar nichts zu sehen gab und sie sich eigentlich wunderte, warum der Junge so lang an ein und derselben Stelle lebe, betrachtete sie ihn etwas näher. Er schaute einmal über die Achsel zurück und zu ihr hinüber, wendete sich aber rasch ab als er ihrem Blick begegnete, und hielt nachher das Gesicht steif und gefesselt nach einer anderen Richtung gekehrt. Elia gewahrte noch, daß er verschliffene Kleider und Schuhe trug, daß ihm die Ärmel seines abgewaschenen und zu weiten Rockes über die Hände herunter hingen, daß er einen hohen Rücken fast einen Höcker und dünne lange Beine, aber einen schönen Kopf mit merkwürdig tiefbraunem Ringelhaar hatte. Auch blieben ihr seine Augen, so lächlich sie die ihren gestreift, im Gedächtnis, und sie sann noch an ihrem dunklen traurigen Ausdruck herum, als der Platz an der Ecke längst leer geworden war. So, gleichsam mit trockenen Augen weinend hatte sie eines Tages, bald nach dem Tode der Eltern, die Großmutter durchs Fenster in der Straße hinaus starren sehen.

2.

Christlieb Kiefliger, der Schuhputzer, saß in seiner Kellerstube. War das eine Stube? Nein doch! Ein feuchtes Loch war es, mit einem kleinen vergitterten Fenster, wie es die Judenhäuser haben. Das Fenster lag hoch oben in der weißgetünchten Wand, und wo es mit blinden Scheiben hinausstaute, lagen unmittelbar unter ihm die grauen Pflostersteine eines Hinterhofs. So elend wohnte Christlieb, der Bergbib. Vor einem Jahre war er aus seinem Alpendorf in die Stadt gekommen, getrieben von einer krankhaften Reugier nach der Welt, und weil er das Leben neben drei Säufern, Vater, Mutter und Bruder, die ein winziges Bergbauerngut bewirtschafteten, satt hatte. Er vermied seine Familie nicht, wohl aber die Berge und die blaue Luft da oben, die Fiegen in der Steinlehen und die Vogel, die im unendlichen Himmel plötzlich wie keine Fischeerddoote im stillen Meer schwimmen. An Heimkehr dachte er nicht. Zu niemand gehörig, nach niemand fragend, hatte er durch einen Zufall die Erlaubnis ergattert, am Bahnhof einen Schuhputzladen aufzustellen. Dort verdiente er seinen Unterhalt, so mehr als vielen. Er hatte in Grunde ein unerwartetes Glück und reichlichen Kundenzpruch. Vielleicht brachte ihm letztern ebenso sein ärmliches Gewand wie der fremdartige, lachende, halb hilflose und halb guttauliche Ausdruck seines blassen Gesichtes.

Eines Tages hatten zwei schwarzgekleidete Männer mit einem etwa zwölfwährigen Mädchen an der Hand bei ihm halt gemacht und sich die Schuhe reinigen lassen. Dabei führten sie ein Gespräch, das ihm vertiet, der kleinen Elia seien an einem Tag die Eltern gestorben. Unwillkürlich betrachtete er das blonde Mädchen näher. Dabei stand ihm das Herz still: Beim Himmel, gab es so etwas: die ganze Gestalt und das feine Gesicht wie von einem Heiligenschnur geformt. Um den Mund ein Lächeln, das man dachte, ein Engel schäue einen an!

Seither war Christlieb Kiefliger ein wenig aus Wand und Band gewesen. Im Gespräch fiel der Name der Gasse, wo Elia wohnte. Er hatte die Wohnung ausfindig gemacht, die Großmutter gelehrt, von Leuten derselben Gasse ihre weitere Geschichte gehört. Und als er nun wußte, daß es Leute gab, die noch ärmer waren als er selbst, gab er seinem Leben einer merkwürdigen Zuhalt. Vielleicht lag seinem Tun dieselbe starke, naturtriebliche Reugier zugrunde, die ihn aus seinem Bergdorf in die Welt getrieben hatte. Er, der noch nie einen

Menschen nahe gestanden, von Menschen und ihrem Wesen kaum etwas gewußt, bestimmt nie über sie nachgedacht hatte, fühlte sich plötzlich mit den zwei ungleichen Frauen irgendwie verknüpft, sich für sie irgendwie verantwortlich. Bei jedem Bogen, den er tagsüber als Lohn für seine Arbeit unter die grüne Schürze steckte, ging sein Sinn zu ihnen. In der Nacht lag er Elia im Traum, sah sie nicht hier in der Stadt, sondern oben in den Bergen, wie sie auf einem Stein saß, Sonne auf dem blonden Haar und die großen blauen Augen hoch oben an der Rauteklippe, wo man manchmal Gemsen öfen sah. —

Christlieb Kiefliger hatte Zinte und Feder und einen Vogen Papier vor sich. Draußen im Bergdorf war er einmal der beste Schüler gewesen. Er liebte noch jetzt Schreiben und Rechnen als einen Zeitvertreib. Auf den Vogen hatte er Kolonnen wie in einem richtigen Rechnungsbuch gezogen. Und da standen nun allerlei seltsame Eintragungen: Holz für Großmutter, Kohlen, ein Buch, eine Schachtel Schokolade und vieles mehr. Hinter jedem Gegenstand war sein Wert angegeben, und bei einigen las man in einer Sonderdrück den Vermerk: „bezahlt“.

An diesem „bezahlt“ hing Christliebs Auge. Er feuchte das Wort feilte an diesen Stellen. Ein Posten aber leuchtete besonders hervor und war wie eine flackernde Wunde. Da stand: „Der Großmutter für Hansjans hundert Franken.“

Christlieb mochte Männlein auf das Schloß, das neben ihm lag. Seine Gedanken wanderten: Sollte er sich da nicht überbieten? Hundert Franken! Sapperment. Die verdiente er in einem halben Jahre nicht! Und wenn er sich selbst jeden Bissen am Mund absparte. Ueberhaupt die Posten, die denen der Zahlvermerk fehlte, wuchsen unheimlich rasch. Aber die Leute sagten, der Frau zum Mühlen werde gekündigt, weil sie den Hansjans nicht erlegen konnte! Was blieb da übrig? Nur — er war jetzt manchmal unsicher. Früher hatte ihm geschienen, er tue, was er tue, mit größter Berechtigung, weil es doch Guttat war, aber — aber — jetzt kamen ihm manchmal Zweifel.

Er biß am Federhalter herum. Nach einer Weile legte er ihn beiseite und das Blatt in die Tischschublade. Dann stand er auf und verließ das Haus.

3.

Sternen standen am Himmel. Die Nacht war lau und blau. Christlieb schritt die Bahnhofsstraße hinunter, barhaupt, die schlendernden Arme von den Rockärmeln lang überhangen. Die Bode war, wo sie die groben Schuhe erreichte, ausgefranst. Christlieb wußte, daß er auch zur Nachtzeit auf der vornehmen Straße seinen Staat machte. Er glitt im Schatten der Häuser hin und schaute und schob sich gleichsam an den Menschen vorbei, die noch auf der Straße waren. Manchmal trafen ihn böse oder verächtliche Blicke. Manchmal begegnete auch andere Augen den seinen. Dann konnte es geschehen, daß ihm jemand, wie von seinem großen melancholischen Blick getroffen, nachsah.

Jetzt kam er an ein großes Bankgebäude. Bergsig strebte es mit grauem schwebendem Steinwerk in den Nachthimmel hinauf. Christlieb dachte sich unwillkürlich wie vor einem General oder König. Aber er dachte sich eigentlich mehr vor einem Gedanken. Da war es gewesen! Da hatte der Hundertfrankenschein auf dem Schalterisch gelegen. Da mußte er ihn eines Tages wieder hinstellen!

Mit einem scheuen Kopfschütteln drückte sich Christlieb an dem Gebäude vorbei. Und eiliger, mit noch verheißeneren Schritten strebte er völlig dem Bahnhof zu. Seine Gedanken eilten ihm jetzt voraus: Im Bahnhof waren um diese Zeit noch die Kioske offen. Auch der Restaurationswagen fuhr noch herum. Und morgen meinten Elia und die Großmutter zwei Würste haben. Seines Wissens hatten sie eine ganze Woche kein Fleisch gehabt.

Der Gedanke zog ihn vorwärts. Als wäre er mit einem Strid an ihm fest gebunden. Zuletzt rannte er, Kopf voran seinem Ziel zu.

Inmitten an- und abreisender Menschen schoß er in die Bahnhofshalle. Da stand auch schon der Bahnleitwagen. Christliebs Blicke fielen auf Freische, Schokolade, Brot. Auf einem weißen Teller, als müßten sie besonders sichtbar gemacht werden, lagen sechs dicke braune Würste.

Christliebs Herz klopfte. Aber plötzlich war er seiner Sache wieder ganz sicher. Die Großmutter mußte doch essen! Elia auch! Kaltblütig und zielbewußt pirschte er sich an den Verkaufswagen heran.

„Fort da!“ fuhr ihn der Verkäufer an, dem der zerlumpte Gast nicht gelegen kam.

Im gleichen Augenblick nahmen aber drei Kunden den Wagenleitwagen in Anspruch, so daß er sich nicht weiter um Christlieb kümmern konnte.

Am Wagen hing eine Preistabelle. „Cervelat 35 Rappen“, las Christlieb, und im Gedanken schrieb er diese Zahl zweimal in seine Wüte.

Geschwiflerlich aneinander gebunden prangten zwei Würste wie für ihn hingelagert auf den Ährigen. Christlieb griff blüh schnell zu. Aber noch ehe er die Beute einfassen konnte, packte ihn jemand beim Kragen.

„Hebe ich Dich endlich, Du Genuß!“ sagte der Detektiv mit dem podermarbrigen brutalen Gesicht und drehte am Rockkragen als müße er dem Dieb stante pede den Hals umbrechen.

Christlieb bog sich zusammen. Einen Augenblick hing er wie ein Hampelnmann in des Beamten Griff. Seine Augen schwebten als zwei dunkle Körper in dem totenbleichen Gesicht. Aber eigentlich fürchtete er sich nicht. Im Gegenteil schoß ihm ein in Brand gelegtes Pulverhäuflein ein wenig Trost in ihm auf: Was sollte der Mensch! Sollten sie denn verhungern, Elia und die Großmutter?

Inzwischen waren die Umstehenden aufmerksam geworden. Der Verkäufer sprang heran. „Den Herr habe ich schon lange im Verdacht“, schrie er. „Schon einige Male hat mir etwas gefehlt. Und immer war dieser Mensch in der Nähe.“

„Ich habe Ihnen auch einmal zwei Franken hingelagert“, stellte Christlieb leise, ohne Aufhebens zu machen, daß es noch nicht mehr sein konnte.

„Das kann jeder sagen“, prokte der Wagenleitwagen auf und wollte von nichts wissen.

Der Detektiv packte Christlieb fester und schleppte ihn unter großem Aufsehen des Publikums aus der Bahnhofshalle.

4.

Die Frühlingssonne spielt um die grünen Vorhänge der Gerichtssaalstühle. Sie hat sie auf der Außenseite gebleicht und lächelt mit goldenen Fingern an ihnen herum.

Christlieb Kiefliger steht und denkt, daß sie so, gerade so heimlich und sanft droben im Gebirg um die schwarzen Steinbroden fingert, zwischen denen er früher einmal Geizen gehütet. Aber die Sonne hält Christliebs Gedanken nicht lange fest. Sie fliegen zu den vergangenen langen Wochen zurück, da er in Untersuchungshaft gefesselt, allein mit sich und ihnen,

ein verwirrter, weg- und zielloser Mensch. Bist Du ein Dieb? haben sie ihn hundertmal gefragt und ihm vorgerechnet, daß es sicher Diebstahl sei, wenn man heimlich allerlei Gegenstände, vor allem sogar Banknoten entwerde. Da gebe es nichts zu fadeln. Da helfe der beste Wille nicht, mit Zeit und Gelegenheit den Eigentümern ihre Ware zu vergüten.

Das Schuldbewußtsein hat Christlieb all die Zeit her das Herz zu einem Weikumpfen gemacht. Auch jetzt fragt er sich, was nun eigentlich werden soll. Seinen Posten als Schuhputzer am Bahnhof hat er natürlich verloren. Sein ihm von Gericht wegen bestellter Anwalt meinte, Christlieb werde voraussichtlich in die Bergheimat abgehoben werden, sobald er seine Strafe abgelesen. Sein Ausflug in die Welt würde also ein höchst untröstliches Ende finden. Ihm graut vor demselben. Nicht vor den Bergen! Aber vor den Seimen und ihrem Empfang und dem Wiederauskommenhaufen mit ihnen. Was tut er noch in der Welt? Was hat er in der Welt? Auch die Großmutter zum Mühlen und die kleine Elia werden nichts von ihm wissen wollen! Demen hat er am Ende nur Angelegenheiten statt Ruhens gebracht.

Heimlich schielte Christlieb jetzt nach den Zeugenbänken. Da saßen sie alle, die an ihm zu Schaden gekommen, die verschiedenen Händler, der Bankkassierer und der Wagenleitwagen. Ganz vorn haben die Großmutter mit dem schönen glatten stillen Gesicht und dem feinen weißen Haar und die Elia ihren Platz. Und die Elia ist wie ein Madonnenkind. Es würde Christlieb nicht wundern, wenn sie einen Heiligenschein um den blonden Kopf bekäme.

Da kommt Bewegung in den Saal. Der Gerichtsschreiber liest Christliebs Sündenregister vor. Nach eigenem Geständnis habe Christlieb Kiefliger alle möglichen Dinge entwendet, um sie seltsamer Weise einer armen Frau so verstopfen zuzuführen, wie er sie sich angeeignet. Ebenso erlautlicher Weise habe er über alles eine eigentliche und genaue Rechnung geführt, auch, wiederum heimlich, zuweilen einzelnen Bestohlenen den Wert ihres Eigentums aus eigenen Mitteln, also aus seinem kleinen Verdienst als Schuhputzer zurückvergütet.

Als das alles zur Kenntnis der Zuhörer gebracht ist, nimmt der Staatsanwalt das Wort und verbreitet sich über die Verwahrlosung der Jugend im allgemeinen und des Delinquenten im besondern. Kiefliger, erzählt er, stamme aus der ärmsten Berggegend und von einer Säufersfamilie ab. Ein Zufall habe ihn in die Stadt geführt und ein glücklicher Zufall die Menschentraublichkeit des Bahnhofsinspektors ihn Verdienst finden lassen; aber schon sehr bald habe er lange Finger bekommen. Nicht die Verwendung des Bestohlenen solle nun aber in Betracht, sondern die nackte Tatsache des Diebstahls und die andere, daß der Schuldige niemals im Stande gewesen wäre, Summen wie etwa die der Bank entwendeten hundert Franken zurückzuerstatten.

Christlieb hört die Rede des Mannes im Talar und mit dem feinsten bösen Gesicht wie von fern. Sie wirkt gleichsam wie ein Donnerwetter über ihn hin und weckt ihn nicht aus seinen Zukunftsgrübeln. Er glaubt dieses Rollen und Grollen noch zu vernahmen, als ihm plötzlich ist, jemand rühme ihn. Dann ertönt er zu der Tatsache, daß jetzt sein Verteidiger am Worte ist. Freilich widerspricht dieser dem Ankläger, habe Christlieb gehofft, auch den größeren Betrag einmal wiedererstattet zu können, sei er doch mächtig sparig gewesen und habe nichts je für sich behalten, sondern in einem seltsamen Laune des Wohlwollens nicht nur verpfändet und verschert, sondern gestohlen, um spenden zu können. Sei das nicht, so ruft der tapfere, junge, noch unberührte Beamte und Mensch aus, das, was der hoch- und niederfüßigen Gegenwart not tue, daß Menschen wieder diesen Hunger nach Guttat hätten?

Christlieb wird seltsam zumut. Die Augen werden ihm heiß und schauen verwirrt und überdrossig, aber mit einer kleinen stummen Hoffnung in den Saal. Da gewahrt er auf einmal, wie die Großmutter sich erhebt. Sie hat ein schwarzes Seidentuch um den Hals, und da steht sie fast wie eine Dame mit ihrem weißen Kopf und ihrem stillen leidvollen Gesicht. Nur das verschliffene Kleid verrät ihre Armut. Und dann spricht sie: „Es war wie in einem Märchen. Immer wieder fanden wir auf Schwelle, Gesims und im Flur all diese Dinge. Und sie kamen immer gerade dann, wenn sie am nötigsten waren.“ Sie hat ums Wort gebeten, weil sie noch etwas zu Christliebs Gunsten sagen wollte. Ein warmes beifälliges Mitleids läßt durch den Saal.

Christlieb blüht sich. Er ist gar nicht stolz und wäre am liebsten in ein Maulloch geschlüpft, weil man ihn rühmt.

Dann aber geschieht noch etwas viel Merkwürdigeres: Vor Christlieb tritt jetzt die kleine Elia, schaut ihn an von oben bis unten, zum ersten Mal in seinem Leben, den sie betrachtet, der in den vergangenen Wochen ihr höchstes Erkennen und ihre größte Reugier geweckt hat. Und dann spricht auch sie: „Du bist aber ein lieber Mensch!“

Ihre helle Stimme trägt es laut und deutlich, Wort für Wort durch den Saal.

Die Sonne ist weiter hereingeströmt und liegt auf Elias Scheitel, so daß man nicht mehr recht weiß, was Haar und was Goldschein ist.

Christlieb staunt ihr ins Gesicht, aber er wagt nicht zu reden. Es scheint ihm jetzt erst recht, es gebe nicht ganz mit richtigen Dingen zu mit der — der kleinen Heiligen, die da vor ihm steht.

Wundert sich jemand, daß sie den Christlieb Kiefliger freisprechen? Wundert sich einer, daß nach Schluß der Verhandlung eine Gasse in der Menge entleert und ein kleiner Zug sich der Tür zu bewegt? Die Großmutter und neben ihr ein hochgewachsener wohlwollend darschauender Herr, der ein Pfarrer ist und sich verpflichtet hat, für den von Christlieb angerichteten Schaden aufzukommen, und der eben sagt: „Man muß sich seiner annehmen. Es wird schon wieder einen Posten für ihn geben.“

Ein Stücklein hinter den beiden kommt Christlieb. Er schaut wie verheert gerade vor sich hin ins Leere. Der überlange Rockärmel verdeckt die Hand der Elia, die die seine hält.

Jetzt fragt ihn das Mädchen: „Gelt, Du kommst aus den Bergen?“

Er nickt. Und dann, als habe er plötzlich noch einmal etwas gehunden, was er verhaschen kann, antwortet er, ohne sich nach ihr umzusehen: „Mein! Das ist schön da oben! Einmal, wenn ich Geld habe, an einem Sonntag, mache ich mit Dir eine Fahrt.“

Er meint nicht das Bettelgut, was Eltern und Bruder haufen, sondern die Dalben mit den Steinen und Fiegen und die blaue Luft mit den Vögeln und den Wolken und die unendliche Weite.